

Courtney Barnetts natürlicher Zustand scheint irgendwo zwischen Wachen und Schlafen zu liegen. Vielen der situativen Beschreibungen in ihren Songs haftet ein enormes Phlegma an – das ist auch auf ihrem neuen Album nicht anders. »Things Take Time, Take Time«, heißt es, und die Wiederholung im Titel deutet schon an, dass Mühe und Geduld nicht unbedingt zu einem Ergebnis führen, sondern dass eine zweite Runde nötig ist, die aus noch mehr Mühe und Geduld besteht, bevor etwas fertig wird. Damit greift die australische Singer-Songwriterin eine Befindlichkeit wieder auf, die auch schon auf ihrem ersten Album »Sometimes I Sit and Think, and Sometimes I Just Sit«, mit dem sie 2015 bekannt wurde, tonangebend war. Es ist, als würde das Leben mit Kommas werfen, die einen stolpern lassen. Es braucht eine gehörige Willensanstrengung, der Melancholie und der Schwerkraft zu entkommen und etwas auf die Beine zu stellen, und sei es nur sich selbst.

### Grenze zum Banalen

»In the morning I'm slow / I drag a chair over to the window / And I watch what's going on«, lauten die ersten Zeilen des Stückes »Rae Street«, dem Auftakt der neuen Platte, das den langsamen Beginn eines Tages beschreibt. Wieder sitzt Courtney Barnett also, diesmal am Fenster, beobachtet, was dort draußen so vor sich geht, sieht interessiert der Müllabfuhr und den Passanten zu, die ihre Hunde ausführen. Sie zündet eine Kerze für all die Leidenden dieser Welt an und fordert, dass sich die Dinge ändern müssten. Doch alles Hoffen und Beten nütze nichts, »unless we see some change / I might change my sheets today«. Vielleicht wird sie den Tag dazu nutzen, ihre Bettwäsche zu wechseln, vielleicht aber auch nicht. Mit dem Nachdenken darüber ist ihre Energie dann aber auch erschöpft. Carpe diem. Sie verliert sich in Kindheits Erinnerungen und wartet schon morgens darauf, dass es Nacht wird, um dann im Dunkeln herauszufinden, was sie wirklich vom Leben will.

# Der Lauf der Dinge

Logenplatz am Fenster: Courtney Barnetts neues Album »Things Take Time, Take Time«. Von Hannes Klug



»In the morning I'm slow« – Courtney Barnett (Berlin, 2019)

Courtney Barnett hat mit ihrer Mischung aus Empfindsamkeit und Verzweiflung einen Nerv getroffen. Als letzte Waffen bleiben eine scharfe Beobachtungsgabe, sarkastischer Humor und eine Konzentration aufs Alltägliche und Persönliche, die letzten Endes doch immer wichtiger erscheinen als die große Ganze. Die Gefahr, dabei die Grenze zum Banalen zu überschreiten, umkurvt sie auf ihrem neuen Album nicht immer so souverän wie früher. Dass sie dazu wie in den letzten beiden Minuten von »Turning Green« in ihre verzerrte Gitarre haut, mag als Paradox erscheinen, ist aber ein funktionaler musikalischer Ausweg. Auch in diesem Stück hilft es allerdings wenig, dass es jenseits des Fensters Frühling wird und die Bäume endlich grünen: Statt Aufbruchstimmung verbreitet der Wechsel

der Jahreszeiten doch nur »Springtime lethargy«. Von der Winterdepression in die Frühjahrsmüdigkeit.

### Therapeutische Maßnahme

Was also bleibt zu tun? »Sit beside me, watch the world burn«, heißt es in »Write a List of Things to Look Forward To« in direktem Bezug auf die verheerenden Brände, unter denen Australien Anfang 2020 litt. Der Stuhl am Fenster wird so zum Sinnbild der Haltung, den Lauf der Dinge resigniert zu kommentieren, als wäre man hundert Jahre alt, stecke aber leider in einem jungen Körper, dessen Ohnmacht dadurch nicht geringer wird. Aufschreiben, worauf man sich freut, ist eine therapeutische Maßnahme, die eine Freundin der Sängerin mitten

in der Depression empfahl, um der Gegenwart zu entrinnen, die man schon verloren gegeben hat. »Things Take Time, Take Time« klingt bei aller Schwere unmittelbar, ehrlich, zerbrechlich, manchmal sogar verzagt optimistisch. Nur manchmal hat man inmitten all der schmeichelhaften Dissonanzen das Gefühl, alles sei doch schon egal. Auch die Nacht löst ihr Versprechen nicht ein: »Oh the night goes so slowly / Anytime I get low / And I don't really need reminding / I know it's only in my mind.« Wenn mit dem Abflauen der Pandemie die Konzertsäle wieder öffnen, wird Courtney Barnett ihren Platz am Fenster hoffentlich verlassen.

■ Courtney Barnett: »Things Take Time, Take Time« (Marathon Artists/Rough Trade)

## Glanz der Oberfläche

Marxismus als Small-talk-Schlager: »Schöne Welt, wo bist du«, der neue Roman von Sally Rooney

Es klingt wie ein Selbstbekenntnis. Da gesteht eine der vier Figuren, eine erfolgreiche Schriftstellerin namens Alice Kelleher, dass sie keine Gegenwartsromane mehr lese. Diese zeitgenössischen Autoren seien zwar nicht alle »Kinder der Bourgeoisie«, doch was täten sie denn, außer sich auf Literaturfestivals selbst zu beweihräuchern, sich dabei immer weiter vom normalen Leben, von den normalen Leuten zu entfernen?

2015 war Sally Rooney von einer Literaturagentin entdeckt worden. Gleich sieben Verlage wollten bald darauf die Rechte des Debütromans einer Autorin, die erst Mitte 20 war und noch studierte. Das Debüt »Gespräche mit Freunden« (2019) avancierte zum Bestseller, der – genauso wie ihr Folgewerk »Normale Menschen« (2020) – von der BBC adaptiert zum Serienhit wurde. Rooney's Bücher, so kann man es knapp zusammenfassen, liefern den Sound der Millennials, loten ihre Lebenswelt aus: Beziehungsstatus ungeklärt, Arbeit prekär.

Nun also der jüngste, dritte Roman »Schöne Welt, wo bist du«. Es ist

prinzipiell der gleiche Rooney-Kosmos, obgleich die Protagonisten den Studienjahren entwachsen sind, jetzt, mit Anfang 30. So alt wie Rooney. Zwei Frauen und zwei Männer bilden die Grundkonstellation. Da sind zum einen Alice, die nach einer Depression von Dublin aufs Land zieht, und der verschuldete Lagerarbeiter Felix. Beide lernen sich über eine Dating-App kennen, kommen sich nach einer gemeinsamen Italienreise näher. Eileen und Simon sind das zweite Paar. Jugendfreunde sind sie, bereits mehrfach im Bett gelandet; sie führen eine On/Off-Beziehung, Klärung aufgeschoben. Eileen jobbt bei einem Literaturmagazin und ist seit den gemeinsamen Studienjahren die beste Freundin von Alice.

Typisch Rooney, inhaltlich wie stilistisch. Die Figuren tüfteln an ihren Lebensentwürfen, begeben sich in ausdauernde Konversationen, experimentieren im Bett. Ja, das Bett: Rooney geizt in diesem Buch keineswegs mit üppigen Schilderungen von Sex. Gleichwohl ist ihre Prosa spröde, frei von Metaphern, es gibt kaum Poesie. Auch ihr dritter

Roman verlässt sich auf lange Dialogwechsel und Chatverläufe. Alice und Eileen sehen sich nur einmal, zum Ende des Romans. Ansonsten korrespondieren sie per Mail, was einen Großteil des Buchs ausmacht, fast wie in einem Briefroman.

In dem essayartigen Schriftverkehr debattieren die Freundinnen ausgiebig über den Zustand der Welt, über Identitätspolitik, zwischenmenschliche Beziehungen, religiöse Motive, das Comeback des Kommunismus, der in den Bohème-Kreisen zunehmend zum Small-talk-Schlager verkommt. »Wenn ich früher über Marxismus geredet habe, wurde ich ausgelacht. Jetzt sagen alle, es wäre ihr Ding. Diesen ganzen neuen Leuten, die Kommunismus cool machen möchten, rufe ich zu: Willkommen an Bord, Genossinnen und Genossen.«

Die irische Autorin kokettierte in der Vergangenheit regelmäßig damit, einem marxistischen Elternhaus zu entstammen. In ihrer Literatur schimmert das freilich eher am Rande durch: Frances, Protagonistin des Debüts, befürchtet, dass sie in den feinen Kreisen, in denen

sie sich gerade bewegt, erkannt wird: als arm und kommunistisch. In Rooneys Zweitling »Normale Menschen« ist es Cornell, der sich von einer Herkunft aus der Arbeiterklasse entfremdet, auf der Uni wird ihm das bewusst.

Randnotizen sind das in einer schnörkellos zurechtgebügelten Prosa, wohlfeil für den Markt geschrieben. Man mag darüber spekulieren, ob Rooney mit der Erfolgsautorin Alice eine Art Selbstporträt liefert, wenn diese über die Gegenwartsliteratur befindet, dass sie »die Wahrheit der Welt verdrängt – sie verschnürt und unter die glänzende Oberfläche des Textes verschiebt«. Eine ästhetische Herangehensweise, von der sich Alice nicht ausnimmt: »Meine eigene Arbeit ist der schlimmste Missetäter in dieser Hinsicht. Deshalb glaube ich nicht, dass ich jemals einen neuen Roman schreiben werde.«

Benjamin Trilling

■ Sally Rooney: »Schöne Welt, wo bist du«. Aus dem Englischen von Zoë Beck. Claassen-Verlag, Berlin 2021, 349 Seiten, 20 Euro

## Mama, mehr Wurst!

In Nürnberg gibt es jetzt ein Bratwurstmuseum

Deutsche Wurst – alles andere ist Käse« – Leser des immer noch ziemlich lustigen Satiremagazins *Titanic* wissen bekanntlich mehr. Wurstmäßig richtig schlau werden geht indes im nagelneuen Nürnberger Bratwurstmuseum, das seit Freitag auf 100 Quadratmetern Zigtausende der kleinen Würste ausstellt. Okay, das ist gelogen, zu sehen sind historische Bilder und zahlreiche Exponate rund um die Wurst. Ja, 700 Jahre Wurstgeschichte wollen auch erst mal herbeigeschlachtet werden. *jW*-Leser, die sich nicht brennend für die Herstellung und Rezepturen der in Elternfachkreisen gern Kinderwurst (»Mama, mehr Wurst!«) genannten Mickerwürste interessieren, kann man sich praktisch überhaupt nicht vorstellen. Daher schnell ein paar fleischige »Fakten, Fakten, Fakten« (Helmut Markwort): Die NB ist offiziell Deutschlands kleinste, muss selbstverständlich in Nürnberg hergestellt werden, sieben bis neun Zentimeter lang sein und 20 bis 25 Gramm wiegen. Die EU beschützt sie seit 2003 – wie Champagner und Parmaschinken, aber das wissen Sie ja. Sie sollte ruhig – muss aber nicht – ein bisschen nach Majoran schmecken. Zu Hause fühlt sie sich in der Kategorie »mittelgroß«. Wozu uns prompt ein Witz einfällt, allerdings einer über grobe Leberwurst. Leider ist er zu gemein. Sorry!

Michael Saager

## Der letzte Helfer

Justus Rosenberg, der einst dem Freiheitskämpfer Varian Fry dabei half, Hunderte Menschen vor den Nazis in Sicherheit zu bringen, ist tot. Der zuvor letzte noch lebende Helfer von Fry sei im Alter von 100 Jahren gestorben, berichtete die *New York Times* am Donnerstag unter Berufung auf seine Ehefrau Karin. Demnach starb der Professor für Sprachen und Literatur, der im Januar 100 Jahre alt geworden war und erst im vergangenen Jahr ein Buch über seine Zeit an der Seite von Fry herausgegeben hatte, bereits am 30. Oktober im Kreis seiner Familie.

Geboren wurde Rosenberg 1921 in Danzig, seine Eltern waren nicht praktizierende Juden, die Sprache zu Hause war Deutsch. Vor den Faschisten floh Rosenberg nach Frankreich, wo er Schule und Universität besuchte. Über Bekannte lernte er im Süden des Landes schließlich den US-Journalisten Fry (1907–1967) kennen, der ihn sofort als Helfer beim Aufbau seines Rettungsnetzwerks einstellte, mit dem er Hunderten Menschen die Flucht ermöglichen wollte. Darunter waren beispielsweise die Philosophin Hannah Arendt, die Künstler Marc Chagall und Max Ernst sowie die Schriftsteller Heinrich und Golo Mann. (dpa/jW)